ein jeder bekommt genug. Die Vergangenheit hat viel schlimmere Zeiten gekannt, und ihren Maßnahmen ist die Erreichung dieses Zieles nicht immer geglückt, wie man aus dem kulturgeschichtlich verwollen, soeben bei Orell Füßli in Zürich erschienenden Werke des Lemberger Professors A. Maurizio „Die Getreideernährung im Wandel der Zeiten" entnehmen kann, das Grundzüge der gesamten Geschichte der Getreideernährung in anziehender, an interessanten Einzelheiten reicher Art darstellt. In den furchtbaren Teuerungen des Mittelalters ergriffen die Maßregeln der Fürsten wie der Städte so gut wie völlig, wohl aber gelang es der Kirche, die Hungersnot der Armen und Heimatlosen unter den größten Opfern zu lindern: sie sammelten Getreidevorräte an, kauften in der Fremde, ohne den Kirchenschatz zu schonen, ja selbst ihre wertvollen Bücher opferten sie dabei, und so nahmen sie Nahrungsmittel, hauptsächlich Brot oder rohes Getreide, verteilen. Eine große Bedeutung besaßen Jahrhunderte hindurch behördlich festgesetzte Preise für Getreide und Brot, die Taxen. Da das Volk den Müllern, Bäckern und Aufkäufern die alleinige Schuld an der Teuerung zuschrieb, so ging man gegen sie scharf vor, zur Beruhigung des Volkes. Dem Gedankengange entsprang offenbar die Uebung des Sultans, von der Baron de Tott von seiner Reise nach Konstantinopel im 18. Jahrhundert berichtet. Erreichte damals der Brotpreis die Höhe des Teuerungsspfennigs, so war es üblich, einen oder zwei Bäcker aufzuhängen! Städtische, landschaftliche und staatliche Abwehrmittel sind zwar schon aus dem Mittelalter bekannt, aber erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden sie regelrecht aufgebaut. Allein von durchgreifender Wirkung ist in jener Zeit nicht die Rede, vielmehr fand sich die Gesellschaft mit dem Elend der Hungerleidenden als einer ständigen Einrichtung ab.

Von einem interessanten Versuch einer großen Massenspeisung erfährt man aus der Zeit Napoleons I.: Napoleon verfügte im Teuerungsjahre 1812, es seien täglich 2 Millionen Teller Gemüsesuppen an die Armen aller Departements zu verteilen. Vom 1. April ab werden unentgeltlich täglich zwei Millionen Suppen verteilt; sie ist so herzustellen, daß zwei Suppengaben einem Pfund Brot gleichwertig sind. Zu dem Zweck werden den Präfekten für die nächsten fünf Monate 22½ Millionen Franken zur Verfügung gestellt."

Auch die Höchstpreise waren nach Maurizio in Frankreich bereits im Mittelalter bekannt und durch den Konventbeschluß vom 3. Mai des Jahres 1793 wurden sie wieder aufgestellt: alle Kornhändler und Landwirte sollten ihren Getreidevorrat angeben, ihn sofort ausdreschen, und zu einem von jeder Gemeinde angesetzten Preise auf dem öffentlichen Markte verkaufen. Das Maximum wurde bald auf alle Nahrung und jeden Bedarf ausgedehnt. Gegenwärtig bestehen noch in Rußland zusammenhängende Vorschriften, wenigstens theoretisch geltende gesetzliche Bestimmungen, die aus der Zeit Katharinas II. stammen. Danach muß jedes Dorf einen Vorrat von Getreide halten. Eine recht russische Art, Teuerung und Hungersnot zu bekämpfen, mag schließlich noch angeführt werden: der russische Umkehrpolizei-Dr. Bolkow erzählt von Gemeinden in Weißrußland, wo die Lebensbedingungen schon in gewöhnlichen Zeiten so schlecht sind, daß ihre Bewohner ein Notbrot herzustellen gezwungen sind, das aus Mehl mit Häcksel und Baumrinde besteht. Außerdem aber überlassen sich die Bauern einer Art künstlichen Winterschlafs, „jesla" genannt. Er dauert vier bis fünf Monate; für diese Zeit wird er angeordnet, und zwar für ganze Dörfer! Dabei liegt man viel, bewegt sich sehr wenig und verrichtet nur das allernotwendigste. Man steht nur auf, um die Hütte zu heizen.

Was die Hausfrauen wissen müssen.

Auf diese in Nr. 150 des Gen.-Anz. wiedergegebenen Aeußerungen einer Hallenser Frau entgegnet eine andere Hallenserin, die seit 40 Jahren hier wohnt: Ich behaupte, daß ich in Halle viel kochen gelernt habe. In Halle habe ich die schönen Klöße, von gekochten, wie von rohen Kartoffeln, kochen gelernt.

Wie schön ist das Gericht mit geschmorten Heidelbeeren oder Kirschen. Sie schreiben: Speckwürfel. Gibt es denn Speck? Ebenso habe ich hier Kohlrabi ohne Fleisch kochen gelernt, die Kohlrabi mit den schönen jungen Blättern. Die Kohlrabi in runde Scheiben geschnitten mit dem Grün in kochendem Wasser abgebrüht und eine Tunke von Brühwürfeln gemacht und darin Kartoffeln und Kohlrabi weichgekocht, dann eine Mehlschwitze daran.

Ja, Mehlschwitze? — Wer Mehl hat! Wir sind drei Personen und bekommen die Woche zwölf Brotmarken; vor diesen Marken dürfen wir nur alle 14 Tage die Person 330 Gramm Mehl kaufen, ob wir uns auch mit Brot einrichten würden oder nicht, mehr bekommt niemand.

Ich habe noch nicht versucht, Schoten und Mohrrüben mit oder Bohnen ohne Fett Schmelze zu kochen, glaube aber bestimmt, daß es nicht schmecken kann.

Ebenso rate ich niemand, aus Rhabarberblättern ein Gericht an Stelle von Spinat zu kochen, ich habe es vor mehreren Jahren versucht, es war einfach nicht zu genießen.

Sie raten, Obstsuppen zu kochen. Mit den 1½ Pfund Zucker müssen wir uns einrichten, ich koche die Marmelade selbst und wir reichen von 5 Pfund Rhabarber, diesen abgebrüht, dann auf die zerschnittenen Stengel 1¼ Pfund Zucker getan und den Rhabarber in seinem Saft kochen lassen, bis er die Stelle und das Aussehen von Pflaumenmus hat, auf lange hin.

M. A.

Maria Cederschiöld,

eine bekannte schwedische Journalistin und Frauenrechtlerin, feierte dieser Tage ihren 60. Geburtstag. Fräulein Cederschiöld, die seit langen Jahren einen verantwortungsreichen Posten beim Aftonbladet bekleidet, hat in mehr als einer Richtung bahnbrechend gewirkt. So war sie eine der ersten Frauen in Schweden, die das „Studentenexamen" — unser Abiturium — ablegten, und später einer der ersten weiblichen Journalisten. Bevor sie sich zu dieser Laufbahn entschloß, war der Journalismus als ein ausschließlich männlicher Beruf angesehen worden, und so erregte es großes Aufsehen, daß eine Frau sich ihm widmen wollte. Seit 1884, in die Jubiläumsnummer des Aftonbladet zum ersten Male in der Redaktion des „Aftonbladet" tätig.

Der Frauenbeirat des Kriegsernährungsamtes

hielt am Mittwoch seine erste Sitzung ab. Es gehören ihm insgesamt 25 Damen an, darunter Frl. v. Heydebrand, Vorsitzende des Vereins für wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande, Bad Kösen, und Gräfin Schwerin-Löwitz, die Gattin des Abgeordnetenhaus-Präsidenten.

Der Justizminister und die Vormünderinnen.

In einer allgemeinen Verfügung über die Ausgestaltung der Waisenpflege weist der preußische Justizminister auf die Heranziehung von Frauen zum Amt eines Vormundes hin. Das bisherige Urteil über die Tätigkeit der Frauen als Vormünderinnen war nach den dem Minister eingegangenen Berichten häufig besonders hervorgehoben wurde, daß sie in der Sorge für das persönliche Wohl des Mündels den männlichen Vormund oft übertrafen. In einigen Bezirken ist aus diesem Grunde eine Teilung der Vormundschaft in der Weise vorgenommen worden, daß dem städtischen Berufsvormund die Sorge für das Vermögen und der Einzelvormünderin die Sorge für die Person des Mündels übertragen wurde. Der Justizminister lenkt die Aufmerksamkeit der Gerichte noch besonders auf diese Teilung der Vormundschaft und ersucht die Oberlandesgerichtspräsidenten, über die Bewährung dieser Einrichtung und über ihre Erfahrungen bei der Führung der Vormundschaft durch Frauen Bericht zu erstatten.

Weibliche Kriegsteilnehmer.

Bei der Einbringung eines Transports russischer Kriegsgefangener im Lazarett wurde auch, wie der Berichterstatter der „Frankfurter Zeitung" erzählt, eine Frau mitgeführt. Sie war eine Volksschullehrerin aus Irkutsk, kriegsverheiratet, und war, nachdem drei ihrer Brüder gefallen waren, mit fünf andern Frauen in das Regiment eingetreten, in dem ihr Mann Leutnant war. Als auch er fiel, blieb sie bei den Regiment, von den Kameraden mit besonderer Achtung behandelt. Daß dieser seltenen Kriegsgefangenen auch von unsern Soldaten mit der gebührenden Schonung begegnet wurde, braucht wohl nicht besonders betont zu werden.

Der Andrang auf dem Berliner Dienstbotenmarkt

hat seit Jahresfrist derart zugenommen, daß der Verband Märkischer Arbeitsnachweise von neuem eine Warnung vor dem Zuzug weiblicher Dienstboten erlassen mußte. Seit vier Tagen immer noch stattfindet. Die Aussichten sind jetzt ganz außerordentlich schlecht. Der Krieg hat die Auflösung vieler großer Haushaltungen zur Folge gehabt, neue Haushaltungen, die die Dienstmädchen erforderten, werden aber kaum gegründet. Zudem hat die Teuerung unendlich viele Frauen, die sich bisher ein Mädchen hielten, zu Einschränkungen gezwungen, was in weitem Umfange zu Entlassungen führte.

Ein weiblicher Tischlermeister.

Vor kurzem hat sich in Kopenhagen der erste weibliche Tischler niedergelassen: Frau Anny Bernsten-Bure, die Tochter des Abgeordneten Klaus Bernsten. Die junge Meisterin — sie ist noch nicht mündig und darf deshalb vorläufig keine Gesellen und Lehrlinge einstellen! — bereitet ihr Handwerk mit Leidenschaft, und ihr brennendster Wunsch ist, ihre Werkstatt, die sie mit hübschen, selbstgetischlerten Möbeln eingerichtet hat, zu vergrößern und zu rechtem Ansehen zu bringen.

Frauen im Bahnwärter- und Weichenstellerdienst,

ebenso im Schaffnerdienst in Personenzügen, sollen nach einem Erlaß des Ministers von Breitenbach demnächst auch im Eisenbahnbetrieb Anstellung finden. In letzterem sollen sie von den Eisenbahndirektionen ausgebildet, einer Prüfung unterzogen und zunächst versuchsweise zu kürzeren Fahrten angestellt werden. Für angemessene Kleidung während des Dienstes wird Sorge getragen.

Die Bootsfrau.

Der Frau hat sich wiederum ein neuer Beruf erschlossen. Wie die Verwaltung der märkischen Wasserstraßen bekannt gibt, hat sie für den Bereich der märkischen Binnengewässer die Beschäftigung von weiblichen Personen über 18 Jahren, die mit keinem Mitglied der Schiffsbesatzung verwandt sind, auf allen Dampfern und Kähnen zugelassen.

Knackmandeln.

Lösung der Gleichung aus Nr. 28:

„Himmelfahrt".

a Schimmel, b Schund, c Hund, d Fahne, e Neger, f Ger.)

Richtige Lösungen gingen ein 54. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 54. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: G. Eisemann, Kurt Linke, Geschwister Schulze, Max Sennewald, Frau Marie Sommer, Günther Gneist, L. Bernstein, Hans Joachim Schmidt, Schütze, Heinz Giebler, F. Golze, Kurt Hunisch, Oskar Hunde, Ilse Schulze, Franz Baasch, Erwin Hielscher, Artur Hartung, Friedel Harimann, M. Böttcher, A. Schneider, H. Siemmberger, Otto Wiegand, Walter Häder, Georg Häder, Franz Reuter, Wilhelm Peschel, Lotte Schmidt, Lina Ida Baumann, Paul Herm, Erna Wolfgang, Gerhard Walfgang, Schulz, Kurt Petzold, Eberhard Hesse, F. Berger, Lisa Ehrich, Ursula Rabe, Marg. Ockhardt, Max Schmidt, Johannes Spreer, Hans Poetsch;

von auswärts: Oskar Dietrich, Wernigerode, Karl Beiseke, Dessau, P. Trümpler, Querfurt, M. Bommer, Siegelsdorf, Anna Eichhorn, Trebitz, Alfr. Rutloff, Hettstedt, Käthe Hesekiel, Mücheln, Mimma Tier, Großkahma, A. Sydle, Dölau, J. Buchwald, Metz, Dora Förderer, Hettstedt, K. Hoffmann, Hettstedt.

Die Prämie: „Länder- und Völkerkunde" von G. Ritter,

entfiel auf J. Buchwaldt, Metz.

Gleichklang.

Versucht's der Feind, mir wehren ihn ab
Mit steggewohnter Hand.
Hatt' ich es gut, ging's frisch an's Werk,
Bis ich es besser fand.

Sieht man's heim Haus, o Schreck und Graus!
Ein Unglück wird's genannt.

Prämie: „Aus dem Füllhorn der edlen Musika".

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Zweizüger von O. Jarosch in Warschau.

Weiß. (7+11)

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 27.

Dreizüger von R. Tratzer.

1. Ke7—d7 1. e5 n. b4
2. Dd8—a5+ 2. Ke5—f6
3. Da5—a1 matt.

Auf 1. . . ., f5—f4 (L4) folgt 2. Le3—d4+ usw.; auf 1. . . ., Lb6 n. e3 2. Dd8—b8+ usw.; auf 1. . . ., Lb6—f8 (Lg7, Lg5) 2. Th4—e4+ usw.; auf 1. . . ., Sc5—b5+ 2. Dd8 n. b6 usw. Anderes leicht.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Hick, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Ernst Ellefter, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 29 · Halle, Sonntag, den 16. Juli 1916

Die Weltgeschichte spottet jener Sagen
Der blassen Friedensdichter, daß ein Wirt
In ferner Zeit, in blauen Zukunftstagen
Ein Schwert, versteckt in Rosen, finden wird.
So lang das Zeitenwebstuhls Arme weben,
So lang die Menschheit lebt von Pol zu Pol,
Bleibt Trauerspiel das große Völkerleben
Und hat ein Schwert zum ewigen Symbol.

Alfred Meißner.

Kerlchen.

Eine Novelle aus dem Kadettenleben
von Felix Neumann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Bielen erhielt einstweilen acht Tage Urlaub, dann kehrte er in die Anstalt zurück. Der Zustand des Majors hatte sich gebessert, aber bis zur Genesung konnten noch Monate vergehen.

Als eines Morgens im Dezember der Trommelwirbel der Reveille die Kadetten aus dem Bette scheuchte, fiel von draußen fahles Licht herein, und als der Stubenälteste hinausblickte, da war der Schloßhof weiß überzuckert. Der erste Schnee war so reichlich gefallen, daß nach beendetem Unterricht die kleinen Schlitten in Empfang genommen werden durften, die fast jeder Kadett besaß. Die seltsamsten Namen hatten diese schnellen Dinger, von denen einige richtigen „Rennwölfen" glichen. Der lange Bielen hatte den seinigen „Buckelrutscher" getauft, und als ihn ein Offizier lächelnd fragte, warum er gerade diesen Namen gewählt habe, meinte er harmlos: „Herr Leutnant, wir rutschen doch dem Schloßberg den Buckel runter!" Und der Vorgesetzte hatte sich lachend mit dieser Erklärung begnügt. In Wirklichkeit aber meinte Bielen das ganze Anstaltsleben.

Eberhard von Schleinitz besaß keinen eigenen Schlitten. Das schadete aber nicht. Bielen nahm Kerlchen mit vorne drauf, und hinunter ging es in sausender Fahrt, daß der Wind ihnen um die Ohren pfiff, und die Bäume, die den breiten Weg säumten, wie Schattenbilder vorbeirasten. Zuerst war Eberhard die Sache etwas unheimlich vorgekommen. Aber zwischen Bielens langen Beinen saß er sicher wie in Abrahams Schoß, und der große, starke Junge galt als einer der besten Fahrer der Anstalt. Ueberhaupt stand Bielen überall da, wo es Mut, Entschlossenheit und Körperkräfte zu betätigen galt, an erster Stelle, und darum auch war er bei den Offizieren wohlgelitten, während die Lehrer vom Zivil ihn mehr nach den geistigen Leistungen beurteilten, die recht mangelhaft waren.

Beim Schlittenfahren waren beide Kompagnien zusammen. Als Bielen mit Eberhards Hilfe den „Buckelrutscher" den Berg hinaufgezogen hatte und wieder in die Tiefe fuhr, steuerte vor ihm der Kadett Eichkamp von der zweiten Kompagnie einen Rennwolf so übermütig bald nach rechts, bald nach links, und vollführte so viele Kapriolen, daß Bielens Schlitten, der geradeaus fuhr, dem Wordamm immer näher kam. Bielen brüllte unausgesetzt „Bahni—i—i!" aber Eichkamp, ein untersetzter, bärenstarker Junge, hörte nicht oder wollte nicht hören. Glücklicherweise näherte man sich dem Ende der Gleitbahn, und Bielen, der einen Zusammenstoß vermeiden mußte, versuchte auszuweichen. Doch beim Auslauf geschah das Unvermeidliche. Die nebeneinander dahinsausenden Schlitten berührten sich, kippten um und ein Knäuel sich wälzender Kadetten war die Folge. Zwei Sekunden später standen sich Bielen und Eichkamp wutschnaubend gegenüber, und der Dicke brüllte: „Du, mit deinem Schnapsack auf dem Schlitten, kannst wohl nicht fahren!" Worauf Bielen kurzer Hand den Bengel unterlief und zu Boden schleuderte. Das aber wollte sich die zweite Kompagnie nicht gefallen lassen. Im Nu hatten sich ein halbes Dutzend Jungen auf Bielen geworfen, der nur wenige Kameraden zur Unterstützung hatte und überwältigt wurde. Er, der Strommste seiner Kompagnie, mußte es erleben, daß diese Rüpel ihn besiegten. Er bog sich zusammen wie eine Spiralfeder, und aufspringend schleuderte er rechts und links die Angreifer bei Seite. Und wieder sah er sich von einer erdrückenden Uebermacht umringt, und der Augenblick schien nahe, daß Bielen regelrecht verhauen werden würde. Da geschah etwas ganz Unerhörtes! — Keiner wußte, wie es so rasch gekommen war. In Bielens erhobener Faust blitzte ein großes geöffnetes Taschenmesser, und, sich weit vorbeugend, stürzte er sich, aus Mund und Nase blutend, wie ein Rasender auf Eichkamp. Mit gellendem Schrei stob alles auseinander. Da nahm das Bild plötzlich veränderte Formen an. Bielens Faust sank herab, wie ein Bleigewicht hatte sich etwas an seinen Arm gehängt, er strauchelte, fiel hin, das Messer wurde ihm entwunden, und als Bielen aufspringen wollte, blickte er in das angstverzerrte Antlitz Eberhards, der sich keuchend zu seinem Ohr neigte: „Denk an zu Hause!" Niemand hatte die Worte sonst gehört, und sie wirkten wie eine riesige Dusche. Schwerfällig und verwirrt raffte sich Bielen auf, und Kerlchen bemühte sich um den großen Freund. Er hatte sich wie eine Katze auf Bielens Arm geworfen und heruntergerissen, ehe furchtbares Unheil angerichtet wurde. Dabei waren beide zu Fall gekommen. — — — Bielen wischte sich das Blut aus dem Gesicht und blickte verächtlich auf die Schar seiner Gegner, die in respektvoller Entfernung sich die Wunden betupften. Als der aufsichtführende Offizier, von einem Stubenältesten herbeigeholt, erschien, war alles vorüber. Eine kleine, harmlose Prügelei, der bereits der Friede folgte. So berichtete man aus dem Kreise der jungen Raufbolde. Und als bald darauf der Befehl kam, zur Arbeitsstunde ins Revier zurückzukehren, begaben sich auch Bielen und Schleinitz stumm auf die Stube. Sie hatten kein Wort mehr miteinander gesprochen, und man merkte, daß etwas Trennendes zwischen beiden stand. —

Während der Arbeitsstunde blickte Bielen oft verstohlen zum anderen Tisch hinüber, wo der Freund über die Arbeit gebückt saß und nicht aufschaute. Und keiner der Bielenschen Späße wurde heute gemacht, die immer das unterdrückte Lachen der ganzen Stube zur Folge hatten. Es lag wie eine Spannung in der Luft. Und ohne daß die Freunde ein Wort miteinander gewechselt hatten, ging die Stube abends zu Bett.

Es mochte nach Mitternacht sein, die Oellampe brannte tief und trübe, da erwachte Eberhard von Schleinitz davon, daß ihn jemand am Arm berührte. Bielen, halb angezogen, stand vor ihm.

„Ich kann nicht schlafen, Kerlchen, ich möchte dich im Musikzimmer sprechen." Und ohne eine Antwort abzuwarten, als ob es so selbstverständlich wäre, daß ihm der Freund nichts abschlagen könne, schlich Bielen leise hinaus. Eberhard zog sich rasch dürftig an, und als er sich davon überzeugt hatte, daß alles fest schlief, verließ er ebenfalls den Saal.

Im Musikzimmer saß Bielen kreidebleich in einer Ecke des Sofas. Ein Lichtstummel auf dem Tisch gab matten Schein, und an der weißgetünchten Wand bewegten sich die riesenhaften Schatten.

Eberhard, der seine Wolldecke über die Schultern geworfen hatte, blieb am Tische stehen, ohne der stummen Aufforderung, Platz zu nehmen, Folge zu leisten.

Nach einer Weile kam es dumpf aus der Ecke: „Ich weiß, daß du mich nicht mehr magst, daß ich dir Aergernis erregt habe, daß es mit unserer Freundschaft zu Ende ist. Lüge mir nichts vor, es ist alles aus!"

Und der Kleine antwortete traurig und tonlos: „Du irrst dich, Bielen, ich bin noch dein Freund, aber so wie heute sah ich dich noch nie! Wie ein ganz anderer kamst du mir vor, und das hat mich verwirrt. Ich glaubte, daß du gut geworden seist, und nun, während dein Vater auf dem Krankenlager liegt, wärest du beinahe — — wärest du beinahe zum, zum — —" Eberhard schwieg.

Zum Verbrecher geworden, wolltest du sagen! — Du hast nicht unrecht. Vielleicht wäre es ohne dich dazu gekommen, und dann nachher, dann wäre die gräßliche Reue über mich gekommen, wenn es zu spät war. So verdanke ich dir zum zweiten Male, daß ich mit heiler Haut davon kam, und was habe ich dir dafür wiedergegeben? — Daß ich dich nicht mehr pflachte, daß ich zum Gespräch für dich sammelte, lieber Gott, was ist das alles!" Und schon verloren Eberhards Züge die traurige Starrheit. Der Freund war auf dem besten Wege, sich wiederzufinden, indem er alles einsah. „Wie soll denn deine Zukunft werden, Bielen, wenn du auch später um dich duckst und stichst? Die zweite Kompagnie war in der Uebermacht. Feige Bande! Aber darum durftest du doch nicht das Messer nehmen. Und sieh mal, anständig sind die Bengels doch. Dreißig, vierzig haben gesehen, was du getan, nicht einer hat es gemeldet. Was sagst du dazu! Weißt du, was passiert wäre? Entlassen wärst du aus dem Korps. Einfach rausgeschmissen, und dann wärst du zu Hause angekommen, und was hättest du deinem Vater sagen wollen! Wie wär' dir's zumute gewesen, wenn der Kranke dich gefragt hätte: „Woher kommst du? Hinausgeworfen hat man dich?"

Bielen hatte den Kopf auf den Tisch gelegt. Er sagte nichts, nur ab und zu zuckten seine Hände, die sich um die Stirn preßten.

„Ich geh' jetzt, Bielen, es ist kalt hier, und wir können uns den Tod holen. Denke mal nach über heute nachmittag." Und er streichelte die wirren Haare des Zusammengebrochenen. „Zweimal bist du jetzt durchgeschlüpft, Bielen, nun mach nicht zum dritten Male was Dummes. Ich bin nicht immer da!" —

Als Bielen sich aufrichtete und der Kerzenstummel niedergebrannt war, daß beinahe die Decke verlengt wurde, war er allein. Wie im Traume blickte er sich um.

Ihm graufte vor dem Abgrund, an dem er heute gestanden, und als er sich am Tisch aufrichtete, meinte er, ein anderer Mensch geworden zu sein. Schon damals, als er Schleinitz bis, heute es ihn gepackt, der heutige Nachmittag mit seinen Ereignissen hatte sein Inneres aufgewühlt, und tiefe Scham vor dem so viel jüngeren und gereifteren Kameraden ergriff ihn.

Leise und still schlich er sich zurück und ging zu Bett. Er dachte über sich nach, dann flog sein Blick ins Elternhaus und schließlich blieb er an seinem Freunde haften, dem er soviel verdankte. Er fühlte wohl, daß er sich Mühe geben müsse, das verlorene Vertrauen zurückzugewinnen, und wahrlich, was an ihm lag, sollte geschehen! —

Als einige Tage später Eberhard von Schleinitz aus der letzten Unterrichtsstunde auf die Stube kam und sich nach dem Freunde umsah, mit dem das

Gedenktage der Woche.

16. Juli 622 Hedschra (Flucht Mohammeds von Mekka nach Medina); Beginn der mohammedanischen Zeitrechnung.
1657 † Der französische Dichter Beranger (* 1780).
1890 † Gottfried Keller in Zürich.

17. Juli 1915 Siegreiches Vorgehen der Deutschen in Kurland, an der Weichsel und im Narewabschnitt (30 000 Gefangene).

18. Juli 1870 Verkündung des Dogmas von der päpstlichen Unfehlbarkeit.
1876 † Karl Simrock in Bonn (* 1802).
1915 Der italienische Panzerkreuzer „Giuseppe Garibaldi" von einem österreichischen U-Boot vernichtet.

19. Juli 1810 † Königin Luise von Preußen (* 1776).
1870 Kriegserklärung Frankreichs an Preußen.

20. Juli 1866 Seesieg der Oesterreicher über die Italiener bei Lissa.
1903 † Papst Leo XIII. (* 1810).

21. Juli 1773 Aufhebung des Jesuitenordens durch Papst Clemens XIV.
1852 † Friedrich Fröbel in Marienthal in Thüringen (* 1782).

22. Juli 1832 † Napoleon II., Herzog von Reichstadt, in Schönbrunn (* 1811).
1909 † Detlev v. Liliencron in Alt-Rahlstedt bei Hamburg (* 1844).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191607160/fragment/page=0001

alte, herzliche Zusammensein äußerlich wieder hergestellt war, fehlte Bielen. Man wußte nicht, wo er steckte, bis es beim Appell bekannt wurde, daß Bielen Hals über Kopf nach Hause gefahren war. Eine dringende Depesche an den Hauptmann hatte die sofortige Beurlaubung des Kadetten Bielen erbeten, weil der schwerkranke Major seinen Sohn noch einmal zu sehen wünsche.

Schleinitz war tief ergriffen. Wenn Bielens Vater starb, so geschah es wenigstens in Frieden und Zuversicht auf die anhaltende Besserung seines einzigen Kindes. Wie schrecklich hätte sich alles gestaltet, wenn Bielen gerade jetzt in Untersuchungshaft säße.

Acht Tage später kehrte Bielen am Nachmittag, gerade als die Arbeitsstunde im Gange war, in die Anstalt zurück. Eberhard hatte schon vorher durch einige Zeilen den Tod des alten Herrn erfahren. Dann war von ihm ein sorgsam abgefaßter Brief in steiler, ungelenker Schrift an die Frau Majorin abgegangen, in dem er seinem Beileid in kindlicher Ergriffenheit Ausdruck gab.

Bielen war vollständig verändert. Er ging stumm von Tisch zu Tisch, schüttelte allen Kameraden die Hand und nahm die gemurmelten teilnehmenden Worte gefaßt entgegen.

Nur als er sein Kerlchen begrüßte, schien es Eberhard, als ob der große Junge mit Tränen kämpfte, sich aber schämte, ihnen freien Lauf zu lassen.

Und am folgenden Nachmittag, als Bielen und Schleinitz ganz allein in der Freistunde Arm in Arm spazieren gingen, wußte Eeberhard bald alles. Als Bielen am Abend in Großheiden eintraf, war er bereits durch den alten Kutscher aufs Schlimmste vorbereitet. Die Mutter war verzweifelt, und er hatte sie stützen müssen, um ein körperliches Zusammenbrechen am Krankenlager zu verhüten. Der Major erkannte noch seinen Sohn, murmelte einige Worte von „treu zusammenhalten" und „Geld verloren", dann war er allen irdischen Sorgen entrückt worden. Und es war viel schlimmer, als man erwartet hatte. Das Gut war schwer verschuldet. Es war einfach nicht mehr zu retten, nun die Kraft fehlte, die noch einigermaßen den Betrieb in Ordnung hielt. „Also, Kerlchen, damit du gleich alles weißt: Mit dem Soldatwerden ist's aus, ganz aus, „ex", wie wir immer sagen! — Ich habe da einen Onkel, ein widerwärtiges Ekel, der ist mein Vormund geworden. Na, und wie er zu meiner armen Mutter geredet hat. Ins Gesicht hätte ich ihn hauen mögen. Mit dem guten Leben müßte es nun ein Ende haben. Zum Offizierspielen wäre doch kein Geld vorhanden, darum raus aus dem Kadettenkorps. Ich werde auf seinem Gute erzogen, wenn ich's Einjährige habe, soll ich als Volontär irgendwo eintreten. Landwirt soll ich werden, aber in fremder Leute Dienst. Nie werde ich selbständig, Kerlchen." Und Bielen schüttelte sich wie im Fieberfrost. Seine Natur reckte sich gegen diese Vergewaltigung seiner Zukunft auf. — Schleinitz hatte tief bekümmert dem Freunde zugehört. Er hatte bei allem Mitleid zunächst doch nur herausgehört, daß er Bielen verlieren werde, verlieren für immer.

Und tonlos fragte er: „Wie lange bleibst du denn noch hier?"

„Höchstens bis Ostern, bis ich versetzt bin! Kerlchen, ich habe oft aufs Korps geschimpft, weil mich die strenge Zucht verdroß! Nun weiß ich, wie lieb ich's doch habe. Ich bin erledigt, Kerlchen, man zieht mir die Schlinge um den Hals, bis ich zahm geworden bin." Und der große Junge stöhnte wie in körperlicher Qual. —

„Gibt es keinen Ausweg, keine Rettung mehr?" Eberhard hatte den Freund im Gehen angehalten und blickte ihm in die Augen.

„Ich habe den Onkel schon gebeten und gebettelt! In das elendeste Grenznest wollte ich gehen und knausern wie ein Tagelöhner! Aber da hat er nur so kurz gelacht. „Nein, mein Sohn, du hast das Blut deines Vaters, der nicht zu rechnen verstand! Ich habe keine Lust, später deine Schulden zu bezahlen, oder dich auszurüsten, wenn du über den großen Teich mußt!" — Das hat er gesagt, der Kerl, und Mutter saß dabei und weinte. Da bin ich rausgegangen und habe ihn nicht mehr angesehen, bis ich abfuhr. Aber Weihnachten, da fällt die Entscheidung, da will ich's noch einmal versuchen, wenn nicht, dann, — — na, dann muß man eben sehen!" Und seine Augen leuchteten entschlossen und hart.

*

Der letzte Sonntag vor Weihnachten war herangekommen. Am Dienstag begann die Urlaubszeit, und im Korps herrschte fröhliche Unruhe. Die trauliche Schloßkapelle war mit Tannengrün geschmückt, zwei große Bäume mit flammenden Lichtern standen neben dem Altar, und über der Kanzel war ein Transparent angebracht, von Kadettenhänden gefertigt, das wies die Inschrift auf: „Ehre sei Gott in der Höhe!" Seit einem Vierteljahr gehört Eberhard zur Sängerabteilung, die beim Gottesdienst die Liturgie vortrug und auf der Empore vor der Orgel saß. Als heute die Sängerschar in feierlicher Stimmung das Podium betrat, war es Kerlchen, als ob er in die Weihnachtsstube daheim träte. Er hatte seinen Platz dicht am Geländer, und er blickte hinab. Von unten her tönte das gedämpfte Rauschen der Schritte. Die zweite Kompagnie, geführt von den Offizieren, rückte zuerst ein. Lehrer mit ihren Damen kamen. Beamte

Segne, Herr!

Von Hugo Waldhier.

Segne, Herr, die liebe, deutsche Heimaterde!
Sorglich haben deutsche Hände sie bebaut,
Stück für Stück, und ihr das Saatkorn anvertraut,
Gläubig, daß es hundertfach erstehen werde.

Auch die Winde, die in sanften Wogen wie
Silberwellen über grüne Halme spielen,
Und die Wolken, die zu unbekannten Zielen
Erdenferne Wege wandern . . . segne sie!

Kommt der Tag, an dem die vollen Aehren stehn . . .
Sommerreif! . . , so segne auch die blitzend blanken
Ernteeisen, die so hungrig nach den schlanken,
Fruchtgebeugten Halmen durch die Felder gehn!

Jene Eisen auch und jene andern Schnitter
Segne, die da ernten, wo sie nicht gesät,
Heute Mäher, morgen selbst dahingemäht;
Schrecklich eines und das andre todesbitter!
Segne, Herr!

Aus dem Türmer.

mit Frau und Kindern nahmen im Hintergrunde Platz, aus der ganzen Gemeinde wollte heute niemand fehlen. Eberhard sah auch den dicken Eichkamp hereinschlürfen und sich träge in eine Bankecke setzen, aus der er einen Jüngeren mit einem Puff verdrängte. — Dann kam die erste Kompagnie, die Stuben nacheinander, endlich auch Stube fünf. Bielen ragte über die Häupter der anderen hinweg. Er blickte nicht rechts noch links, er sah nicht die brennenden Bäume, er roch nicht den Tannenduft, mit fest zusammengekniffenen Lippen bewegte er sich wie im Traum. Zuletzt kam mit dem Anstaltskommandeur auch der Hauptmann von R. Eine stattliche, mit Orden geschmückte Erscheinung im großen Pelzmantel. Man nahm auf den vordersten Lehnstühlen Platz. Dann wurde es still, und leise, ganz sanft setzte die Orgel ein, die der Organist und Elementarlehrer meisterlich seit bereits achtundzwanzig Jahren spielte. Und dann schwollen die Töne immer wuchtiger an, bis die Gemeinde und die Sänger auf der Empore in das Weihnachtslied einfielen: Vom Himmel hoch da komm ich her!

(Fortsetzung folgt.)

Der Alte von Réconville.

Von Konrad Martin Laut.

Mutter Jourdain hatte heute wieder ihren guten Tag. Die beiden deutschen Offiziere, die hin und wieder ihren Kopf in das arg zerschossene Häuschen der alten Witwe steckten, um ein paar Worte mit ihr so zu wechseln, saßen nun schon eine volle Stunde in der verrußten Küche und hörten ihren geheimnisvollen Erzählungen zu.

Heute erzählte sie den lauschenden Deutschen in ihrem harten Patois von dem Alten von Réconville. „Jawohl, Messieurs, ehe der Wald in unserer Nachbarschaft von den deutschen Granaten zur Hälfte abrasiert war, wagte kein frommer Christenmensch sich des Nachts in ihn hinein. Wir haben nie feststellen können, wovor die Leute sich eigentlich fürchteten. Daß in dem Wald aber ein böser Geist — wir nannten ihn kurzweg den Alten — sein Wesen trieb und die Menschen erschreckte, wurde von keinem bezweifelt."

Wie zur Bestätigung ihrer Worte kramte Mutter Jourdain allerlei Schauriges hervor. Einmal — vor langen Jahren — hatte sie selbst trotz allen Sträubens in der Dunkelheit durch den Wald gemußt, um ihrer plötzlich krank gewordenen Mutter einen letzten Besuch zu machen. Im Umkreis der „Mordeiche", die auch ihre dunkle Geschichte hatte, war es mit einem Mal lebendig geworden. Eine heisere Stimme hatte gerufen, und in den Aesten des alten Baumes hatte es geknackt und geraschelt, als würde ein unsichtbarer Körper durch die Zweige geschleppt. Auch andere hatten das Seufzen und Rascheln gehört. Den Bauer Silvain hatte dabei vor Schrecken der Schlag gerührt, so daß man ihn andern Morgens sterbend unter der Eiche fand.

„Das Unbegreiflichste aber", schloß Mutter Jourdain ihre Gespenstergeschichte, „kam immer erst einige Tage später. So oft der Alte von Réconville sich einem im Dorf bemerkbar gemacht hatte, mußte der Totengräber zum Spaten greifen. Meine Mutter starb kurz nach meiner Begegnung mit dem Geist. Der Nachbarin Dupont ertrank das älteste Kind, die hübsche Yvonne, im Teich. Der Zimmermann Fourdois, der im Wald sogar zwei lodernde Augen gesehen hatte, wurde am dritten Tage von dem zusammenbrechenden Gerüst eines Neubaues erschlagen. Unser Pfarrer ereiferte sich zwar über unsere Furcht und nannte sie einen gottlosen Aberglauben. Zu überzeugen vermochte er uns aber nicht. Die Tatsachen sprachen zu deutlich dagegen."

„Und nun hat der Krieg den Alten von Réconville vertrieben?" fragte der ältere Offizier, der die phantastischen Erzählungen der seltsamen Französin besonders gern hatte. „Das wissen wir nicht, mon capitaine. Von allen, die nach dem Vormarsch der Deutschen in unserem verbrannten Dorf zurückgeblieben sind, ist wohl kein einziger mehr des Nachts in den Wald gekommen . . ."

*

Die Offiziere hatten das Häuschen der Mutter Jourdain verlassen. Ueber ihnen wölbte die kühle Frühsommernacht sich wie eine tiefschwarze Glasglocke. Schwere Wolkenmassen trieben über die regenfeuchte Erde und flammten dann und wann blutrot auf, wenn das Mündungsfeuer einer französischen Batterie am fernen Horizont einen Blitz gegen die deutschen Gräben warf. In schweigender Uebereinstimmung schritten die beiden Kameraden dem nahen Forst von Réconville entgegen. Die Wanderung durch den Wald brachte sie zwar um eine gute Stunde später in das Quartier, doch die Gespräche mit der rätselhaften Frau hatten ihre Abenteuerlust geweckt.

„Wer weiß, vielleicht finden wir doch noch eine Spur von dem geheimnisvollen Alten", meinte der Hauptmann. Die Sache ist wohl nicht ganz erfunden. Irgend ein Wild oder gar ein versteckter Mensch mag in den ängstlichen Leuten die Gespensterfurcht geweckt haben.

Beim Eintritt in den nachtschwarzen Forst entsicherten die Offiziere ihre Brownings. Das weißgelbe Licht ihrer kleinen Taschenlaternen wies ihnen den Weg. Rings an den Bäumen und Büschen zeigte sich das Zerstörungswerk der deutschen Granaten. Reihenweise waren die uralten Kiefern, Eichen und Buchen geköpft. Zuweilen starrten nur noch zersplitterte Stämme wie kahle Rebhölzer in das Dunkel. Die breite Straße von Nord nach Süd war mit Aesten und Strauchwerk noch immer besät, so daß die Offiziere sich ihren Weg durch die Wildnis nur mühsam bahnen konnten.

„Das scheint Mutter Jourdains Mordeiche zu sein", unterbrach der jüngere Wanderer das lange Schweigen. Ein riesiger Baum mit weit ausladenden Aesten ragte schattenhaft über den Rand einer kleinen Lichtung. Die mächtige Krone hatte unter dem Feuer der Geschütze seltsamerweise nicht gelitten; nur ein gewaltiger Ast war von dem Mutterstamm abgerissen und auf die Wiese geschleudert worden.

Die Offiziere hielten einen Augenblick inne und lauschten wie die Jäger auf dem Anstand. Aus dem undurchdringlichen Wipfel der Eiche kam ein seltsamer Ton. Er klang wie das Röcheln eines sterbenden Menschen und wieder wie das zornige Fauchen einer gereizten Wildkatze, nur tiefer und unheimlich dumpf.

„Versuchen wir einmal unser Glück!" Der Hauptmann hob seinen Browning und feuerte von unten in den Eichbaum hinein. Drei, vier Schüsse krachten in schnellster Folge und erschütterten die Totenstille des Waldes.

In dem verflochtenen Astwerk wurde ein wildes, peitschendes Schlagen laut. Ein unsichtbarer Körper schien sich von Ast zu Ast zu wälzen und in beständigem Absturz sich immer wieder festzukrampfen. „Achtung!" Die Offiziere richteten den Kegel ihrer Blendlaternen blitzschnell auf eine dunkle Masse, die jetzt, von den letzten Aesten herabtaumelnd, auf die Waldwiese stürzte.

Der Hauptmann war sofort zur Stelle. Vor ihm schlug ein mächtiger, uralter Uhu verzweifelt mit dem einen Flügel um sich. Der andere, wundgeschossene hing wie ein schlaffes Segel am Boden. Im Licht der Lampen glühten die orangegelben Augen des Tieres wie helle Rubinen, der riesige Schnabel und die krampfhaft gespreizten Fänge hatten die Farbe goldigen Bernsteins.

„Nicht töten", bat der gleichfalls herangetretene Leutnant. „Ich denke, der prächtige Bursch hat ein besseres Schicksal verdient . . ."

*

Am nächsten Morgen hockte die große Eule, von einem Tierarzt kunstvoll verbunden, im Offiziersunterstand in einem der vorderen Gräben. Die Kameraden waren nicht wenig erstaunt gewesen, als ihr Kompagniechef den seltsamen Gast in die Feuerlinie brachte. Ordentlich fürchten konnte man sich vor ihm. Der runde, dicke Kopf mit den gelben Lichtern und den tiefschwarzen Federohren saß unheimlich starr auf dem rostbraunen, gedrungenen Körper. Jeder Versuch, sich dem angeschossenen Vogel zu nähern, wurde mit scharfem Fauchen zurückgewiesen. Nur dem Leutnant, der in der Nacht sein Leben gerettet hatte, schien der Uhu freundlicher gesinnt. Er durfte ihm die erbeuteten Ratten und Mäuse zum Fraß hinlegen und schließlich sogar seinen Federkopf kraulen.

In der dritten Nacht nach dem Abenteuer im Wald von Réconville nahm die kleine Idylle ein jähes Ende. Dem Feinde drüben hinter den Bergen war ein Treffer geglückt. Die schwere Granate hatte die vordere Schutzwand meterweit aufgerissen und ihre Stücke in einem Sprühregen auf die Grabengasse geschleudert. Unter den wenigen Opfern befand sich der junge Leutnant; bei dem Toten fand man die Eule. Als hätte das Tier seinen Retter beschützen wollen, hatte es seine blutigen Schwingen quer über seine Brust gebreitet.

Mutter Jourdain hörte am Abend die trübe Erzählung des Hauptmanns in tiefer Bewegung an. „Wenn ich nicht wüßte, so schloß er, daß Ihr Alter von Réconville nur ein einfacher Uhu war, so möchte ich an Ihre dunklen Geschichten glauben. Genau drei Tage nach unserem Erlebnis im Wald hat mein armer Kamerad ins Gras beißen müssen."

Ueber die bleichen Züge der Französin lief ein Zucken. Ihre Augen schienen etwas zu suchen, und ihre welken Hände griffen mit einer seltsamen Bewegung ins Leere.

„Wer sagt Ihnen denn, mon capitaine, daß die Eule nicht doch der Alte von Réconville war? Wir Menschen wissen so wenig von Wundern der armen Seelen. Wüßten wir mehr davon, wir würden wohl vorsichtiger sein in unserem Urteil.."

Die Wissenschaft der fleischlosen Tage.

Im nördlichen Grönland führt eine Niederlassung der Eskimos den schönen Namen „Fleisch"; allein das Walroßfleisch, das diesem Ort seine nahrhafte Bezeichnung gab, wäre wohl unser Geschmack nicht, wenn es auch dem Eskimo als Feinkost gilt. Da ziehen wir aber lieber unsere fleischlosen Tage vor, diese dem normalen Körper so zuträgliche Einrichtung, die uns nun schon zur vertrauten Gewohnheit geworden ist, und der Viele von uns, die ihre gesunde Wirkung auf Körper und Nerven bereits verspürt haben, wohl auch nach dem Kriege treu bleiben werden.

An Auswahl für die Tage, für die die knappe Fleischration nicht reicht, fehlt es uns ja wirklich nicht. Sind doch die Schätze der Natur so reich, daß wir nur die Augen zu öffnen brauchen, um auch die Kost der fleischlosen Tage abwechslungsreich und wohlschmeckend zu gestalten. Allein die Auswahl an Fischen ist fast unübersehbar, und als ob die Natur zeigen wollte, was sie zu leisten imstande ist, hat man gerade in diesem Jahr besonders reiche Fischfänge zu verzeichnen. Es gab in der diesjährigen Fangzeit z. B. einzelne Tage, an denen Heringsmassen im Werte von mehr als einer halben Million Mark gefangen wurden; ein einziger Zug hatte Fische für 75 000 Mark ergeben. Bei Hela fing man in einem Tage bis zu hundert Zentner Sprotten, Fänge von einer Reichhaltigkeit, wie sie selbst die ältesten Fischer noch nicht gesehen hatten. Zu all dem kamen an der Schleswig-Holsteinischen Meeresküste auch außerordentlich reiche Krabbenfänge, die mehr als zwölf Millionen Pfund lieferten, wohl auch ein seltener Meeressegen! Doch auch im Süßwasser gab es Massenfänge, so z. B. bei der Insel Reichenau im Bodensee, wo in diesem Frühjahr ein Fischer in einem einzigen Zuge hundert Zentner Brassen fing. Unter den Fischen, die den Tisch unserer fleischlosen Tage füllen, ist sogar auch ein Jubilar. Es ist der schmackhafte Bückling, der in diesem Jahre sein fünfhundertjähriges Jubiläum als Handelsware feiert. Das Einsalzen der Heringe — der Bückling ist bekanntlich ein geräucherter Hering — verstand man allerdings schon im achten Jahrhundert. In der Heimskringla, einer isländischen Dichtung aus dem zwölften Jahrhundert, wird berichtet, daß man dreihundert Millionen Heringe eingesalzt hatte, während der Versand des Herings nach dem Festlande jedoch erst vom elften Jahrhundert ab erfolgt ist. Nun erfand, wahrscheinlich im Jahre 1416, ein Niederländer ein verbessertes Räucherverfahren, d. h. die Herstellung der uns heute bekannten Bücklinge, und in dieser Zeit, so müssen wir annehmen, begann also der Siegeszug, den der Bückling seither weit über die Grenzen seiner Heimat geführt hat. Was der Name Bückling bedeutet, ist eine Frage, die bis heute noch keine Lösung gefunden hat. Heißt er etwa nach seinem Erfinder, der Beukels oder Bökel geheißen haben soll? Oder ist sein Name eine Umformung von Pökelhering? Im siebzehnten Jahrhundert führte merkwürdigerweise die komische Figur, die wir heute als Hanswurst bezeichnen, den Namen Pickelhering. Weshalb und in welchem Zusammenhang, ist heute nicht mehr sicher nachzuweisen; wahrscheinlich ist, daß sich ein damals sehr beliebter Komiker zum Scherz so genannt hat, weshalb man von da an in jedem lustigen Stück einen Pickelhering auftreten sehen wollte.

Der Nährwert des Herings, der durch seinen hohen Gehalt an Eiweiß und Fett bedingt wird, ist längst bekannt. Ein niederländischer Maler des siebzehnten Jahrhunderts ehrte ihn sogar, indem er ein Gemälde „Lob des Herings" malte, das in der Dresdener Gallerie zu sehen ist und den Hering, von Blumen und allerhand symbolischen Zeichen seines Wertes umgeben, darstellt. Auch in wirtschaftlicher Beziehung spielt der Hering bei uns eine bedeutende Rolle. Der Heringshandel in Deutschland besitzt eine so mächtige Ausdehnung, daß ihn nur der Getreidehandel, der natürlich an erster Stelle steht, übertrifft.

Die Natur bietet uns für die fleischlosen Tage neben den Fischen indes noch zahlreiche andere Nahrungsmittel, von denen besonders eines von großem Wert für die menschliche Ernährung ist, da es fast alle Bestandteile, denen der Körper zu seinem Aufbau bedarf, in reichem Maße enthält. Es ist der Käse. Eine Tiroler Sage erzählt, daß der Wilde Mann, eine halb bös-, halb gutartige Waldfigur, armen Holzknechten, die ihm eine Freundlichkeit erwiesen hatten, zur Belohnung dafür die Käsebereitung gezeigt habe, wogegen die Geschichte berichtet, daß schon die alten Deutschen die Herstellung einfacher Käsesorten verstanden, und sie auch gern aßen, umsomehr als sie, denen alles grüne Gemüse ja noch unbekannt war, sonst ganz auf die einförmige Fleischnahrung angewiesen waren. Im siebenten Jahrhundert gehörte ein mit Kümmel und Salz gewürzter Käse schon zu den unentbehrlichen Tafelgenüssen des vornehmen Mannes. Die fettreichsten Käse sind die Rahmkäsesorten, die eiweißreichsten die sog. Sauermilchkäse, wie z. B. die Mainzer Handkäschen, Kümmel- und Harzkäse und dgl. Sehr reich an beiden Stoffen ist dagegen der Backsteinkäse, der deshalb zu den nahrhaftesten Käsearten gerechnet werden muß. Während uns die Käse ausnahmslos aus Tiermilch bereitet werden, versteht der Chinese auch aus dem in gewissen Hülsenfrüchten enthaltenen Casein eine Art Käse, Tao-fu, genannt, herzustellen, und der Südamerikaner bereitet aus der Milch des sog. Milchbaumes, die er sauer werden läßt, einen dort sehr geschätzten Pflanzenkäse.

Als Fleischersatz kommen aber auch die vielen Gemüse in Betracht, die uns die gegenwärtige Jahreszeit so reichlich liefert. Der deutsche Gemüsebau verdankt seine Gründung keinem Geringeren als Karl dem Großen. In voller Einsicht der Bedeutung der Gemüse als Volksnahrung ließ er auf seinen Gütern zahlreiche Gemüsepflanzen und befahl auch den allgemeinen Anbau, so daß Deutschland auf eine mehr als tausendjährige Gemüsekultur zurückblicken kann. Den großen Nährwert der Gemüse kennt Jeder aus eigener Erfahrung. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß Blattgemüse eiweißreicher sind als die Wurzelgemüse, ferner, daß am Abend gepflückte Gemüse nahrhafter sind als solche vom Morgen, da während des Tages in den Blättern eine große Menge von Stärke erzeugt wird, die sich aber in der Nacht wieder umwandelt, weshalb in dem am Morgen gepflückten Gemüse so gut wie gar keine Stärke enthalten ist.

Genieße mäßig Füll und Segen,
Vernunft sei überall zugegen,
Wo Leben sich des Lebens freut.
Goethe.

Aus der Welt der Frau.

Was mir gebricht an Gold und großen Schätzen, muß mein Gemüt und dessen goldne Ruh' durch freies Tun und Fröhlichkeit ersetzen, die schleußt vor mir das Haus der Sorgen zu.

Geschichten vom Salat.

Der Salat in seinen mannigfachen Gestalten und Formen hat an unserer Kriegstafel eine besondere Bedeutung gewonnen und dient in diesen Zeiten, da wir auf eine einförmigere Kost als früher gestellt sind, mehr denn je zur Belebung und Verfeinerung der Speisekarte, erscheint als das beseelende Element der Küche, als das ihn die Eßkünstler aller Zeiten begeistert gepriesen haben. Der Salat, dieses eigentlich so unscheinbare Gericht, ist von altersher der Liebling der Feinschmecker gewesen, die ihn in zahllosen Lobreden feierten. Haben doch schon die alten Philologen aus einer Stelle des Lucian den Schluß gezogen, daß die Götter Griechenlands außer ihrem Nektar und Ambrosia noch Salat genossen, ja daß Hebe darin gern des Guten zu viel tat; bei Plautus rechnet ein Kenner das „Kraut mit Essig und Salz" zu den „königlichen Speisen", während der Philosoph Aristoxenos von Cyrene alltäglich der Mutter Erde für den „grünen Kuchen" dankte, den sie ihm in ihrer Güte als höchsten Genuß spendet. In der Renaissance fand der Dichter Molza keinen würdigeren Stoff für ein episches Gedicht als den Salat, als dessen Erfinder er Adam im Paradiese preist und von dem er sagt, Lorbeeren, Myrthen und alle anderen gefeierten „Gemüse" müßten ihren Ruhm an den Salat hingeben, der mehr Glück und Freude bereite als sie alle. Ganz besondere Kräfte freilich wies der sprichwörtlich gewordene „Salat des Papstes Sixtus V." auf, den dieser einem armen Freund als Heilmittel sandte und der auf seinem Boden eine mit Zechinen gespickte Börse enthielt. Zu allen Zeiten erklingt das Preislied des Salates. Da findet ein Philosoph in der Köstlichkeit dieser Speise den besten Beweis für die Notwendigkeit des vegetarischen Lebens, und Rousseau, der den Salat nur von den zarten Händen eines Mädchens zwischen 15 und 20 Jahren bereitet wissen wollte, sieht in seiner Vertilgung ein Hauptmittel gegen Grausamkeit und Blutgier. „Was gibt es Köstlicheres als einen grünen, frischen und schmackhaften Salat", ruft Don Quixote aus, als ihn Cervantes so weise Bemerkungen über die Kunst der Küche machen läßt.

Wie sehr sich bereits unsere Altvorderen mit dieser „Speise der Speisen" beschäftigten, geht aus den Angaben eines der ältesten deutschen Kochbücher hervor, dem des Marx Rumpolt vom Jahre 1501. 50 verschiedene Salate werden hier angegeben, neben den mannigfachen Arten des Lattich, der eigentlichen Salatpflanze, Gurken, Rapunzel, Endivien, Kresse, Sellerie, Spargel, Bohnen, Kartoffeln, rote Rüben, Sauerampfer usw. Ein besonderer Salatverehrer, der Freiherr v. Biedenfeld, hat in einem dicken Werk, so wie ein Kunstfreund den Katalog seiner Sammlung darbietet, die reiche Fülle von Pflanzen zusammengestellt, die die gütige Natur zur Bereitung der mannigfachsten Salate uns schenkt. In Frankreich, dem klassischen Lande des Salates, wo es heißt, daß ein guter Franzose nur zwei Speisen nötig habe, Suppe und Salat, haben sich große Gelehrte über die beste Zubereitung dieses Nationalgerichtes den Kopf zerbrochen, und es kam zu einem edlen Wettstreit zwischen den beiden berühmten Chemitern Fourcroy und Chaptal, wer das beste Rezept angäbe. Chaptal siegte. Der gefeiertste Salatkünstler aber war der „große Gaudet", der den Kultus dieses Gerichtes während der französischen Revolution nach England brachte. Als blutarmer Emigrant flüchtete er nach London; der vornehme Aristokrat konnte nur eins: nach der damaligen französischen Mode den Salat aufs schmackhafteste und zierlichste zubereiten. Diese Kunst begeisterte die Briten so, daß sie ihn wie ein Wunder anstaunten. Im eigenen Wagen fuhr er von Diner zu Diner, erhielt für die Zubereitung einer einzigen Portion Salat 10 Guineen, und war so beschäftigt, daß er sich alle Aufträge wenigstens eine Woche früher erbitten mußte und auf diese Weise zum reichen Manne wurde. Auch Deutschland hat damals seine „Salatkünstlerin" gehabt. Es war die schöne Frau Drake, die Wirtin des Hotels zur Stadt Rom, des besten Gasthofes in Berlin um 1790. Jedes Tischgespräch an ihrer vielbesuchten Tafel verstummte und machte der Bewunderung Platz, wenn sie die langen weißen Handschuhe, in denen sie gegessen hatte, ablegte und mit deutschem Ernst bat, man möge sie nicht stören, denn solle der Salat glücken, dann müsse sie sich ganz ungeteilt seiner Bereitung widmen. Der Baron Vaerst, ein Feinschmecker, dem wir eine lange gelehrte Abhandlung über den Salat verdanken, ist geneigt, in der Verbreitung und Verehrung dieser Speise bei einem Volke einen Maßstab für seine Kultur zu suchen. Nach dieser kühnen Behauptung wären wir Deutschen im Kriege viel weiter gekommen, denn der Salat hat sich bei uns immer mehr eingebürgert. Jene letzten Tiefen der „Salatkunst" freilich werden nur wenige erreichen, von denen Vaerst sagt: „Mit allem Geiste, den man haben mag, ist man ebenso wenig, wie mit aller Weisheit allein im Stande, einen guten Salat zu bereiten; es gehören grundeigentümlich hierzu durchaus vier Menschen: ein Verschwender, der das Oel gibt und gießt, ein Geizhals für den Essig, ein Weiser zum Salz und ein Narr zum Wenden und Mengen der vier Elemente."

Der Kampf gegen die Teuerung.

Der glänzenden deutschen Organisation ist es gelungen, den englischen Aushungerungsplan zunichte zu machen. Zwar sind viele Lebensmittel knapp und teuer, allein von der Hungersnot, von der unsere Gegner fabeln, ist nicht die Rede, und